

Sehr geehrte Damen und Herren,

Im Rahmen meiner Recherchen stieß ich auf einen Brief des Hamburger Bischofs Wölber aus dem Jahr 1967. Wölber sinnierte in diesem Schreiben über die Vorlage von Archivalien an Historiker, über die er befinden sollte, und bemerkte unglücklich; *„dass sich der Nachfahre heute – wie immer er auch stehen möge – fragen muss, was für Briefe kannst Du eigentlich noch schreiben, die nicht eines Tages von einem Untersuchungsausschuss in einer Ausstellung angeboten werden.“*

Beim Lesen dieser Zeilen bekam ich ein schlechtes Gewissen und empfand es als unanständig, das Schreiben zu lesen. Wie weit darf ich in die Privatheit von Menschen eindringen, welches Recht habe ich hierzu? Menschen haben auch nach ihrem Tod ein Recht darauf, dass nicht beständig ihr Innerstes öffentlich gemacht wird. Umgekehrt haben die Nachgeborenen das Recht, Entscheidungen zu verstehen. Forscher und Ausstellungsmacherinnen haben eine Verantwortung und müssen beständig abwägen.

Das zitierte Schreiben stellte eben diese Fragen. Es ging um eine Ausstellung, die Werner Jochmann, der Leiter der Forschungsstelle zur Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg über die Kirche in der NS-Zeit vorbereitete. In Ermangelung eines Archivgesetzes hatte die Archivarin der Hamburgischen Landeskirche Archivalien aus der NS-Zeit dem Bischof persönlich vorgelegt, mit der Bitte um Entscheidung, welche Jochmann zur Einsichtnahme erhalten solle. Trotz seiner Zweifel votierte Wölber für die Vorlage aller Dokumente: *„Ich meine aber, dass wir in der Sache am besten weiterkommen, wenn bei der Aushändigung des Materials im Gespräch Herr Jochmann auf diese Zusammenhänge hingewiesen wird, und wir ihm sagen, warum nach Ihrem und meinem Vorschlag das eine oder andere zurückgestellt wird. Ich denke, man könnte auf diese Weise an Verständnis und Loyalität von Herrn Jochmann*

appellieren, ohne dass der Anschein entsteht, wir würden etwas zurückhalten wollen, um die Grundprobleme der damaligen Zeit zu verschleiern.“

Jochmann hielt sich an die Bitte und thematisierte nichts Privates. Seine Ausstellung bot dennoch auch Kritisches zum Handeln der Evangelischen Kirche während der NS-Zeit – die Ausstellung hatte kaum Resonanz im kirchlichen Bereich und er soll sich ausgesprochen unbeliebt gemacht haben.

Dies überrascht nicht: Der Zeithistoriker formuliert Fragestellungen und wählt Themen aus, die mitunter den Blick auf die Vergangenheit verändern und im Gegensatz zu Erinnerungen und Selbstdeutungen von Zeitzeugen stehen können.

Was mich angeht, waren die Fragestellungen im Arbeitsauftrag der einstigen Nordelbischen Kirche vorgegeben: Das Verhalten von vier Landeskirchen war zu untersuchen. Wann und wie sie mit der Hinterlassenschaft des Nationalsozialismus und ihrem eigenen Erbe umgegangen sind. Wann und wie sich ihr Verhalten gegenüber dem Judentum wandelte. Gefragt wurde nicht nach theologischen Diskursen, sondern dem praktischen kirchlichen Handeln. In meiner Untersuchung habe ich Verdichtungen vorgenommen und mich darauf konzentriert exemplarische Konflikte, Diskussionen, Geschehnisse zu skizzieren. Ende 2013 stellte ich den ersten Teil der Ergebnisse vor, der zweite kam gestern aus der Druckerei.

Die heute vorzustellende Ausstellung entstand auf Grundlage meiner Forschungen und wurde als Auftrag an drei ausgewiesene Fachfrauen aus Berlin, Prof. Dr. Stefanie Endlich, Beate Rossié und Monica Geyler von Bernus, vergeben, die sich seit längerem mit dem Spannungsfeld Kirche und Nationalsozialismus beschäftigen. Sie entwickelten aus dem Material eigene Zuspitzungen und Verdichtungen in sechs Themenfeldern, denen Flucht und Vertreibung, Antisemitismus und der Wandel im Verhältnis zum Judentum, die

kirchliche Unterstützung von NS-Verbrechern, der Umgang mit der eigenen Schuld, die Diskussionen um Krieg und Wiederaufrüstung sowie der Antikommunismus als Erbe vordemokratischen Denkens behandelt werden.

Zu letzterem sei kurz angemerkt: Gemeint ist ein dualistisches Denken, dass nur in Gut und Böse unterteilt und nur Freund oder Feind kennt. Dieses Denken besteht auch nach dem Ende des Ostblocks fort, ja zurzeit scheint es stark zuzunehmen.

Die Ausstellungsmacherinnen haben für die sechs Unter-Kapitel der Ausstellung jeweils ein Ikonen-Foto aus dem übergreifenden Kontext ausgewählt. *„Diese Großfotos sind gewissermaßen als Angebote zur Wiedererkennung gedacht, indem sie auf assoziative Weise das eigene, individuelle Wissen über jene frühen Entwicklungen ansprechen und in die Betrachtung der Ausstellung einbinden. Einige der aufschlussreichen Zitate aus den „Neue Anfänge“ - Bänden wurden den einzelnen Kapiteln in konzentrierter Form vorangestellt. Mit diesen Stimmen übermitteln sich ideologische Denkweisen, die nach 1945 fort dauerten, aber auch Argumente für Aufklärung und Reflexion. So geben diese Zitate einen Eindruck von der Stimmungslage jener Jahre mit den Meinungen, Sorgen und Konflikten der kirchlichen und weltlichen Handlungsträger.“* So Professorin Endlich über das Konzept.

Manche der dargestellten Geschichten und Ereignisse sind bekannt, andere weniger. Dass, was wir über die frühe Zeit der Bundesrepublik erinnern, den Wiederaufbau, das deutsche Wirtschaftswunder, den neuen Wohlstand, wird hier nicht dargestellt. In der Ausstellung finden Sie viele Ereignisse und Geschichten, die nicht in unserem kollektiven Gedächtnis gespeichert sind.

Ich gebe ein Beispiel:

Zur Jahreswende 1959/60 kam es in Deutschland zu einer Welle von antisemitischen Schmierereien, die sowohl zum internationalen Skandal wurden als auch in Deutschland über mehrere Wochen Thema der Medien waren.

Auslöser war die Einweihung der Neuen Synagoge in Köln, die unmittelbar nach der Eröffnung, über die breiter berichtet wurde, am Heiligabend 1959 mit antisemitischen Parolen beschmiert worden war. Diese Tat und die anschließende Medienberichterstattung lösten eine Vielzahl von Folgetaten in ganz Deutschland aus.¹ Innerhalb von zwei Wochen wurden in ganz Westdeutschland während der Weihnachtsferien fast 500 Straftaten gezählt: Synagogen wurden beschmiert und jüdische Friedhöfe geschändet. Das Bild der zivilisierten westdeutschen Gesellschaft zerfiel innerhalb weniger Tage.

Ein Schreiben vom 17. Januar 1960 an den Hamburger Landesbischof Witte setzt die beschriebenen Ereignisse als bekannt voraus. Es beschreibt die Verarbeitung des Geschehens aus der Perspektive der Telefonseelsorge:

„Hochwürdiger Herr Bischof!

Soeben erhielt ich als "Wachhabender" bei der Telefon-Seelsorge folgenden Anruf, der mich sehr bewegt hat und den ich Ihnen kurz schildern will: Nachdem ich den Hörer abgenommen hatte, hörte ich ein lang anhaltendes Weinen und schließlich eine weibliche Stimme: "Ich habe solche Angst, ich glaube das kommt alles wieder!" - Es war eine Jüdin mittleren Alters, die 1934 emigriert ist, nach dem Krieg nach Deutschland zurückgekehrt ist und seit 1949 in Hamburg wohnt. Sie ist alleinstehend und hat keinen Menschen, der ihr nahe steht. Während des langen guten Gespräches mit ihr stellte sich heraus, dass sie gegen keinen Deutschen einen Hass hat, dass sie auch weiß, dass es nur ein sehr kleiner Prozentsatz Deutscher sein mag, der diese Schmierereien gut heißt, dass

¹ Vergl. u.a. Wolfgang Kraushaar, Die Protestchronik, Hamburg 1996, S. 2347-2351.

sie praktisch gar keine Möglichkeit sieht, dass "alles wiederkommt" - und doch diese unsagbare Angst. Wenn sie jünger wäre, würde sie auswandern - so sagte sie, aber ob ihr das den Frieden brächte, sei auch unklar.

Weshalb ich Ihnen, hochwürdiger Herr Bischof, dieses schreibe ist folgendes: diese Jüdin sagte: "Wenn doch wenigstens jemand aus meinem Haus oder aus der Nachbarschaft nur käme und mir ein freundliches Wort sagte!" - Sie wusste wohl, dass es nicht Antisemitismus sei, weshalb sie alle weg bleiben, sondern Befangenheit oder etwas ähnliches; jedenfalls ist doch aber sie (und gewiß nicht nur sie!) in diesen Tagen und Wochen allein und voll Angst. Und nun frage ich mich, ob ich nicht schuldig werde, wenn ich das weiß und nichts tue, ob alle Christen in Hamburg nicht schuldig werden, wenn sie - vielleicht ahnungslos - nichts tun. - Wenn wir einander auf diese Notlage aufmerksam machen, kann vielleicht an manchen Stellen etwas geholfen werden.

Mit ehrerbietigem Gruß verbleibe ich Ihr sehr ergebener Roland Linck

PS.: Beim Durchlesen des Briefes sehe ich, dass er die Spuren der vielen Störungen an sich trägt, die es beim Schreiben gab; wollen Sie das bitte übersehen. R.L.

PS.: 17.1. Bei der Ablösung erfahre ich, dass schon mehr Juden bei der Tel.-Seelsorge „aus Angst“ angerufen haben. R.L.“²

Offenbar las Bischof Witte den Brief und veranlasste eine Nachfrage nach der Anruferin, da ein Bearbeitungsvermerk auf dem Brief: „*Auskunft v. Herrn P. Linck: die Anruferin wollte anonym bleiben.*“ eingetragen ist.³ Witte nahm hiervon Kenntnis, zeichnete gegen und verfügte den Brief schließlich am 4. Mai 1960 zu den Akten. Dass hier ein öffentliches Wort des Bischofs als

² Schreiben von Pastor Roland Linck, Rauhes Haus, vom 17.1.60, LKAK, 11.02 Bischof für Hamburg, Nr. 1607.

³ Ebd.

Repräsentant der Landeskirche erbeten wurde, verdrängte er. Schmerzlich vermessen wir die Empathie gegenüber den Überlebenden des Völkermords.

Der Pastor, der das Schreiben verfasst hatte, war mein Vater. Als ich vor einigen Jahren das Schriftstück im Kirchenarchiv entdeckte, befragte ich ihn zu dieser Geschichte. Er konnte sich nicht daran erinnern. Als ich ihm das damalige Geschehen – die Geschichte der sogenannten „antisemitischen Schmierwelle“ erzählte, tauchte es langsam aus seiner Erinnerung auf. Wir diskutierten damals lange darüber, wie unser Gedächtnis funktioniert.

Wir erinnern, was wir gerne erinnern und vergessen das Unangenehme.

Bei vielem geht es darum, Erinnerung wach zu rufen bzw. Dinge in Erinnerung zu behalten – die Erinnerung zu bewahren.

Die Ausstellung, die wir heute eröffnen, versucht dies. Ein solches Erinnern ist nicht uneigennützig. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit kann uns helfen, die Gegenwart zu verstehen und unseren Blick auf das aktuelle Geschehen zu schärfen. Vergessen und Verdrängen erhöht die Gefahr, Fehler zu wiederholen.

Landesbischof Ulrich hat es noch weitergehender formuliert. Er sagte:

„Gott selbst ist Gedächtnis. Und darum ist Sich-Erinnern eine Art Annäherung an Gott – und Vergessen und Verdrängen sind eine Art, Gott los zu werden.“

In diesem Sinn hat diese Ausstellung in der Kirche einen sehr guten Platz.

Vielen Dank!

